

Sozialarbeit



Organ des Verbandes der graphischen Hilfs- Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die zgespaltene Petitzeile 1,- RM. Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 29 • 35. Jahrgang

Berlin, den 20. Juli 1929

Statistik des Arbeitschicksals

Eine wichtige Erhebung im Arbeitsministerium

Man wird sich erinnern, daß am 11. März d. J. der Reichsarbeitsminister der Verwaltung der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung den Auftrag erteilte, eine Erhebung zu veranstalten, durch die „das Arbeitschicksal“ der am 15. März in Unterstützung befindlichen Arbeitslosen zu untersuchen sei. Die Erhebung und Untersuchung verfolgte folgendes: Durch sie sollte darüber Aufschluß gegeben werden, wie sich bei den Unterstützten die Zeit, in der sie in versicherungspflichtiger Arbeit standen, zu der Unterstützungzeit verhält. Also man wollte wissen, wie lange die in Unterstützung befindlichen Arbeitslosen zum Erwerb ihres Unterstützungsanspruchs gebraucht haben. Es war vorgesehen, die ersten Gesamtergebnisse Ende Mai und die Ergebnisse einiger Sonderuntersuchungen bis spätestens Mitte Juni d. J. der Öffentlichkeit vorzulegen. Am einige Wochen verzögert, es war sicherlich keine leichte Arbeit, 2 1/2 Millionen Fragebogen zu bearbeiten, werden nun die mit Spannung erwarteten Ergebnisse bzw. Teilergebnisse im Reichsarbeitsmarktanzeiger veröffentlicht.

Schon durch diese Veröffentlichungen werden die vom bürgerlichen Lager ausgesprochenen Behauptungen, daß die Arbeitslosenversicherung die Arbeitsmoral gefährde — der Reichswirtschaftsminister Gustav von der Deutscher Volkspartei war erst vor kurzem so freundlich, im Reichstag diese Mär zu wiederholen —, Lügen gestraft. Ihre Lamentationen gegen die Arbeitsmoral gefährdende Arbeitslosenversicherung werden nun hoffentlich für immer verstummen. Das Ergebnis der Untersuchungen weist einwandfrei nach, daß es einfach nicht wahr ist, daß es die Arbeitslosen darauf absehen, nur 26 Wochen eine Beschäftigung auszuüben, um dann in den Genuß eines „schönen“ Lebens zu kommen oder sich in der Wissenschaft des Stempels zu üben, wie die Unternehmer sich auszudrücken belieben. Wie gesagt, durch die statistischen Untersuchungen wird die Haltlosigkeit der von den sozialreaktionären Kreisen gegen die Arbeitslosenversicherung und gegen die Arbeitslosen erhobenen Vorwürfe, die oft wider besseres Wissen erhoben worden sind, bis aufs letzte nachgewiesen.

Von den erfassten 1 527 992 Hauptunterstützungsempfängern standen mehr als zwei Drittel vor der Arbeitslosmeldung über 39 Wochen in einer versiche-

rungspflichtigen Beschäftigung, und erheblich mehr als ein Viertel standen vor der Arbeitslosmeldung über 52 Wochen in einer versicherungspflichtigen Beschäftigung. Also man kann wirklich nicht sagen, daß aus diesen Zahlen eine hysterische Sucht nach dem Genuß der Arbeitslosenversicherung spricht.

Die Arbeitsdauer der Gruppen Saisonarbeiter und Nichtsaisonarbeiter ist natürlich nicht einheitlich. So standen von den erfassten Hauptunterstützungsempfängern in der Gruppe Saisonarbeiter rund 53 Proz. und von der Gruppe Nichtsaisonarbeiter 71,2 Proz. länger als drei Viertel Jahre vor der Arbeitslosmeldung bzw. vor ihrer Arbeitslosigkeit in einer versicherungspflichtigen Beschäftigung. Von den Nichtsaisonarbeitern zeigen die Hauptunterstützungsempfänger der chemischen Industrie, des Spinn- und Textiletextilgewerbes eine verhältnismäßig lange Arbeitsdauer.

Das Verhältnis der Frauen zu den Männern ist so, daß die Frau im allgemeinen länger in Arbeit stand als der Mann, d. h. also, daß der Mann der Arbeitslosigkeit stärker ausgesetzt ist als die Frau. Verhältnismäßig lange Arbeitszeiten weisen die Frauen auf, die im „Staubstoff-, Holz-, Schnitzstoff-, Nahrungs- und Genussmittelgewerbe beschäftigt sind.“

Von den 1 527 992 Hauptunterstützungsempfängern, die für die Untersuchung in Betracht kamen, haben nur 77 002 weniger als 26 Wochen in einer versicherungspflichtigen Beschäftigung gestanden. Dagegen hatten 1 450 990 die Anwartschaft auf die Arbeitslosenversicherung erworben. Obige Ziffern seien noch durch folgende Zahlen ergänzt: Vor der Arbeitslosmeldung standen von den erfassten Hauptunterstützungsempfängern 45 601 oder 3,1 Proz. 26 Wochen, 500 945 oder 34,5 Proz. 26 bis 39 Wochen, 510 170 oder 35,2 Proz. 39 bis 51 Wochen und 394 274 oder 27,2 Proz. 52 und mehr Wochen in einer versicherungspflichtigen Beschäftigung.

Belassen wir es heute bei diesen ersten Angaben. Wir werden auf die weiteren Ergebnisse zurückkommen und dann die Folgerungen aus der Statistik des Arbeitschicksals ziehen. Aber soviel kann heute schon gesagt werden, daß wir schon auf Grund der ersten Ergebnisse verpflichtet sind, uns rückwärtslos für die Arbeitslosenversicherung und ihren weiteren Ausbau einzusetzen. (sp.)

Fabrikarbeit nach dem Stundenplan

In Paris fand der Internationale Kongreß für wissenschaftliche Organisation der Arbeit statt. Aus 35 Ländern waren 1200 Delegierte erschienen. Ein Beweis dafür, wie die Rationalisierung die ganze Welt wie ein Fieber erfasst hat. Überall, wo die kapitalistische Produktionswirtschaft Fabriken, Werkstätten, Büros usw. entstehen ließ, macht sich der Drang geltend, alle Einrichtungen durch neue und bessere zu ersetzen. Der Grund von alledem ist, die Ergiebigkeit der menschlichen Arbeitskraft zu steigern. Deutschland stand auf diesem Kongreß nicht an letzter Stelle; im Gegenteil, nach den Vereinigten Staaten dürfte hier die Rationalisierung am stärksten durchgeführt sein. In einem Bericht der „Frankfurter Zeitung“ Nr. 479 über obigen Kongreß wird die Rationalisierung folgendermaßen gekennzeichnet:

„Früher schickte man seine Aufträge in die Fabrik hinein und ließ dann alles treiben, verfolgte etwas die Termine, aber es war bei Meistern überlassen, zu disponieren, dem Arbeiter, sich einzurichten mit seiner Zeit. Der neue Betrieb steht unter dem Einfluß des Stundenplans. Des Stundenplans. Da gibt es keine Willkür mehr; jede Arbeit ist im voraus genau festgelegt, nicht nur wie und wo, sondern auch wann, auf die Minute, sie gemacht werden muß... Auf

einem graphischen Bild sind die Arbeiten, die zu geschahen haben, minutenweise vorher eingezeichnet. Von einer zentralen Stelle aus wird durch Lichtsignal und Filmprojektion Anfang, Art und Ende der Arbeit angeordnet. Was man vor ein paar Jahren noch für unmöglich hielt, ist Wirklichkeit geworden: der Fabrikbetrieb, das Büro, das mit der Genauigkeit einer Eisenbahn läuft, nach Fahrplan, nach Signal; Verspätungen gibt es nicht, wenn nicht gerade eine Maschine zu Bruch geht oder ein anderes Elementarereignis eintritt.“

Der Berichterstatter folgert aus alledem, daß aus diesem Rationalisierungsfieber ein neuer Typ von Unternehmern und Betriebsleitern erwachse. In einem solchen rationalisierten Betrieb gäbe es keinen Herrenstandpunkt mehr, nicht mehr das Anschmugeln und Antreiben, nicht mehr das gefühlsmäßige Urteil über Wert oder Unwert des einzelnen Mitarbeiters. Es sei mit großer Offenheit ausgesprochen, „daß es von der besseren psychologischen und menschlichen Erziehung des Vorgesetzten abhängt, ob das System der gegenwärtigen Betriebsführung Erfolg haben oder zum Scheitern verurteilt wird.“ — Dies alles scheint uns sehr optimistisch gesehen. Wir wollen hoffen, daß allgemein ein besserer Typ von Unternehmern heranwächst. Bis jetzt scheint er uns noch sehr spärlich vorhanden zu sein. Wer das nicht glaubt, möge

tagtäglich die schwerindustrielle Presse lesen. — In dem Bericht der genannten Zeitung wird zum Schluß darauf hingewiesen, daß die internationale Wirtschaftsstabilisierung das Ziel des Kongresses gewesen sei. Der Ausgleich zwischen Erzeugung und Konsum sei nur durch eine internationale Wirtschaftspolitik zu lösen. Ganz unserer Meinung. Die Rationalisierung drängt zu internationalem Handeln.

Kein Geld zum Sparen

In den letzten Monaten läßt die Spartätigkeit merklich nach. Im Mai ist sogar ein nicht unbeträchtlicher Rückgang des sonst üblichen Zuwachses eingetreten. Die Spartätigkeit entwickelte sich folgendermaßen: Ein monatlicher Zuwachs erfolgte im Jahre 1926 um 124 Millionen Mark, 1927 um 126 Millionen Mark, 1928 um 191 Millionen Mark, im Januar 1929 um 426 Millionen Mark, Februar 288, März 173, April 130 und Mai 40 Millionen Mark. In den letzten Monaten zeigt der Sparzuwachs eine merkliche Schwächung. Die Giroguthaben weisen sogar seit März eine Abnahme um durchschnittlich 35 Millionen Mark je Monat auf. Seit das deutsche Geldwesen stabilisiert ist, dürfte ein so verhältnismäßig geringer Zuwachs der Spareinlagen wie im Mai dieses Jahres nicht erfolgt sein. Wenn die täglichen Lebensbedürfnisse das ganze Einkommen mit Beschlag belegen, dann ist nicht zu erwarten, daß darüber hinaus noch Spargelder verfügbar sind.

Lohnhöhe und Konkurrenzfähigkeit

Zum eisernen Bestand der Kampfmittel der Unternehmer gegen die Forderungen der Gewerkschaften gehört die Behauptung, daß die Lohnhöhe für die Wettbewerbsfähigkeit mit der ausländischen Konkurrenz entscheidend sei. Hohe Löhne verwehrten es der deutschen Industrie, auf dem Weltmarkt erfolgreich zu konkurrieren. Ein Blick auf die amerikanischen Verhältnisse beweist das Gegenteil. Trotz wesentlich höherer Löhne haben die Produkte der Vereinigten Staaten überall in der Welt Eingang gefunden. In dem letzten Wirtschaftsbericht der Reichs-Kredit-Gesellschaft wird die obige Behauptung folgendermaßen abgetan: „Die Wettbewerbsfähigkeit auf den Auslandsmärkten hat durch die Lohnsteigerung, soweit dies aus der Entwicklung des Außenhandels geschlossen werden kann, nicht gelitten.“ Jeder objektive Beobachter müßte zu diesen Erkenntnissen kommen. Anders jedoch gewisse Kreise, die da glauben, alle Argumente heranzuziehen zu müssen, um den Lebensstandard der breiten Masse möglichst niedrig zu halten.

Nationalisierung durch Stilllegungen

Die in den letzten Jahren von der Industrie vorgenommenen Umgruppierungen kommen in allen Industriezweigen in der mannigfaltigsten Weise zum Ausdruck. Der Ruhrbergbau hat ebenfalls tiefgehende Umstellungen vorgenommen. Diese kamen vor allem in der Stilllegung von minder erziehbaren Schächten zum Ausdruck. Nach der Liste des Kommissars für Stilllegungsangelegenheiten sind seit 1924 im Ruhrgebiet 1 00 Stilllegungen von Zechenanlagen erfolgt. Dem gegenüber halte man die Entwicklung der Steinkohlenförderung. Im Jahre 1913 wurden im Monatsdurchschnitt 11 729 000 Tonnen gefördert, im April d. J. hingegen 13 407 000 Tonnen. Die arbeitstäglige Kohlenförderung im Ruhrgebiet betrug 1913 380 000 Tonnen und im April 1929 405 000 Tonnen. Also eine ganz gewaltige Steigerung der Förderleistungen bei fast verminderter Zahl der in Betrieb befindlichen Schächteanlagen. Die Tatsachen sprechen für sich selbst.

Nachschicht im Zeitungsbetrieb

Bei Schichtbeginn — um 8½ Uhr abends — rasselnd schon die Rotationsmaschinen seit mehreren Stunden um die Wette. Das ganze Haus erschüttert von dem dumpfen Dröhnen der Maschinen. Will man seinem Kollegen etwas mitteilen, muß man es ihm mit voller Kraft ins Ohr schreien. Das endlose Band des weißen Papiers legt sich automatisch um die Druckzylinder des gefrästigten Angeheuers und wird durch feilische Wagler gedruckt und gefalzt herausgeworfen. 2450 Wagons Druckpapier werden alljährlich verbraucht. Zuerst wird die Beilage gedruckt; an der Zusammenstellung des Hauptblattes wird noch in der Redaktion gearbeitet.

In der ersten Etage befindet sich unsere Arbeitsstätte: die Falzerei. An langen, mit Linoleum beschlagenen Tischen stehen die Falzer und stecken mit unglaublicher Fingerfertigkeit die verschiedenen Beilagen ineinander. Fahrstühle und Paternoster bringen die Zeitungen aus dem Maschinenaal herauf. Transportwagen mit halbfertigen Zeitungen fahren zu den einzelnen Tischen. An der Wand werden die Zeitungen hoch aufgestapelt. Inzwischen beginnen auch die Maschinen zu laufen, die das Hauptblatt drucken. Die Zeitungen werden durch das laufende Band von der Maschine direkt in die Falzerei befördert; hier werden sie aufgestoßen und kommen in die Einsteckmaschine. Auch hier hat die rationeller arbeitende Maschine die Handarbeit verdrängt. In nicht allzu langer Zeit wird der Handfalzer der Vergessenheit angehören. Weisblatt und Hauptblatt werden während des Gangs aufgeschichtet. In kreisförmiger Anordnung greifen ein Duzend eiserner Arme und fügen die Zeitungen ineinander. Die drei Arbeiter, welche die Maschine bedienen, können kaum soviel Zeitungen ausschichten, wie diese mit rasender Geschwindigkeit herauswirft.

Parallel zu den Einsteckmaschinen stehen in einer Reihe Luftdruckpressen. 250 Zeitungen werden gestapelt, mit einer starken Schnur angeflochten — ein Druck auf den Hebel —, das herunterfallende Gewicht der Presse drückt das Paket zusammen. Nachdem es verknötet ist, fällt es auf ein Fußboden laufendes Transportband. Am Ende desselben steht ein Kollege, der die unaufhörlich ankommenden Pakete in einen zum Hof führenden Schacht wirft. Von dort werden sie auf die wartenden Autos verladen. Die Postkötze stehen auf den Fernbahnhöfen bereit, um die Zeitungen in alle Teile des Reiches zu bringen.

Ist die „Post“ heraus, wird in fieberhafter Eile die Stadtauflage versandfertig gemacht. „Es ist 4 Uhr, unsere Schicht ist beendet. Auf dem Hof drängen wir uns zwischen Lieferautos und Pferdegepannen auf die Straße.“

Grau dämmt der Morgen. Die Riesenstadt schläft noch. Vereinzelt begegnen wir schon den ersten Zeitungsfrauen. Sie schieben einen alten Spiderwagen vor sich her und sind auf dem Weg zur Expedition, wo sie das Eintreffen der Autos erwarten. Jede erhält von dem Speditur ihre Anzahl zugeteilt. Dann geht es auf die Tour. — Zwei Stunden später entnehmen einige hunderttausend Abonnenten dem Briefkasten der Wohnungstür „ihre“ Zeitung, die pünktlich — als könnte es gar nicht anders sein — im Kasten steht. Aber die wenigsten ahnen etwas davon, wieviel tausend geschäftige Hände Nacht für Nacht — einem komplizierten Räderwerk gleich — ineinander greifen müssen, um dieses Werk zu vollbringen. W. R.

Rundfunk und Presse

Erst seit fünf Jahren haben wir in Deutschland einen öffentlichen Rundfunk und schon sind der Post rund drei Millionen Anschläge gemeldet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in wenigen Jahren auch der letzte Haushalt am Rundfunk teilnimmt und seinem Einfluß unterstellt wird.

Diesem gewaltigen Aufschwung entspricht auch die noch auf keinem anderen Gebiet beobachtete Entwicklung der Rundfunkpresse. Anfangs gab es nur einige bescheidene Monats-, später Wochenblätter, die sich besonders mit der Radiotechnik beschäftigten. Sie zogen vornehmlich die Bakker an, die billig eigenes Gerät herstellen, aber in der Regel immer mehr Freude an den Geheimnissen des Radio fanden und daher rasch auf Ausbau ihrer Presse drängten. Noch mehr aber wurde dieser Beschleunigung, als die wachsenden Programme der stetig sich mehrenden Sendestationen so umfangreich wurden, daß keine Tageszeitung sie zu veröffentlichen vermochte.

Wer aber einen Röhrenapparat besitzt, so daß er von seinem Ortsender unabhängig ist, der will beim Empfang die Auswahl zwischen möglichst vielen Sendern haben. Dann kann er an einem Abend jede beliebige deutsche oder ausländische Station abhören. Deshalb will er deren Programme kennen und so sind die Rundfunkzeitschriften, sofern sie nicht ausschließlich dem

örtlichen Detektorhörer dienen, immer umfangreicher geworden.

Das ist auch beim „Arbeiterfunk“, dem wöchentlich erscheinenden Organ des Arbeiter-Radiobundes, zu beobachten, dem einzigen nicht bürgerlich eingestellten Blatt unter rund 100 Rundfunkzeitschriften, die in Deutschland erscheinen. Er hat jetzt schon 48 engbedruckte Seiten Umfang. Den größten Teil des Inhalts füllen die Programme aller deutschen und mehr als 80 ausländischen Rundfunksender. Abwechslend liegen besonders auf den Rundfunk zugeschnittene Unterhaltungsbeilagen „Sendepause“ und „Postmeister“ bei. Nicht minder wichtig ist der kulturelle und kritische Teil, der insbesondere auf die Programmgestaltung selbst mit höchstem Erfolg Einfluß zu nehmen versucht.

**Die Drohnen in dem Bienenstock,
Die führ'n ein fürslich Leben;
Sie sorgen nicht um Dach und Brot —
Die Bienen müssen's geben.
Auch allgemach erschöpft sich
Doch die Geduld der Bienen;
Sie werden müd, ein saul' Gezücht
Gehorsam! zu bedienen.
Dann spricht ein rascher Volksbeschuß
Der Drohnenwieselschaft Ende; —
Ein Bienenbrauch, der würdig ist,
Daß er — Verbreitung fände.**

Ludwig Richard Zimmermann.

Die Arbeiter-Radiobewegung ist noch jung und auch sie hat in letzter Zeit unter dem Widerstand einiger Spaltspitze gelitten. Das aber wird jetzt überwunden, so daß ihre als besonders nützliches Glied der Arbeiterbewegung erworbene Bedeutung rasch weiter steigen wird. Auf ihre Entwicklung und auf ihr Organ, das dem Umfang nach die größte aller deutschen Arbeiterzeitschriften überhaupt ist, kann sie mit Recht stolz sein; ihre Forderung „In das Heim des Arbeiter-Rundfunkhörers gehört der Arbeiterfunk“ ist daher wohl berechtigt. Die Zeitschrift kann bei jedem Postamt oder Briefträger für 96 Pf. im Monat bestellt werden, während Bundesmitglieder Monatsbeitrag in den Gruppen in der Regel 1,40 bis 1,50 M.) das Blatt kostenlos erhalten.

Die Presse der Arbeiterkämpfer

Vor dreißig Jahren, im Juni 1899, erschien das erste Mitteilungsblatt der „Liedergemeinschaft“, die, 1892 gegründet, als direkter Vorläufer des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes anzusprechen ist, der im Juni 1907 ins Leben gerufen wurde.

In einem Aufruf: „An unsere Sangesbrüder!“ wendet sich der Geschäftsausgang der Liedergemeinschaft an unsere Sangesgenossen und -genossen:

„Wöge diese erste seitens unserer Gemeinschaft gebotene mußtätigkeitsfähige Schrift bei allen Vereinen und deren Mitgliedern eine gute und verständnisvolle Aufnahme finden.“

Vergleicht man mit dieser ersten Publizierung die 36 Seiten umfassende Juniausgabe der heutigen „Arbeiter-Sängerezeitung“, die, reich illustriert, in einer Auflage von 90 000 Exemplaren erscheint, so wird man erkennen, daß das Organ im Laufe dieser dreißig Jahre vorangekommen ist.

Das Ziel freilich hat man von Anbeginn unverrückbar im Auge behalten. Ein Aufruf, der sich in diesem ersten Mitteilungsblatt aus dem Jahre 1899 findet, wäre auch heute noch am Platze, könnte auch heute noch an so manchen Verein des Bundes erlassen werden.

Wir können doch nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß bestehende und sich neu bildende Vereine zu einem Bunde sich vereinigen, resp. sich einem solchen anschließen möchten. Erfordert die Organisation von Arbeiter-Sängerbänden schon das allgemeine Interesse, so ist dies für die Liedergemeinschaft von wesentlicher Bedeutung, da hierdurch eine bedeutende Erleichterung der Geschäfte für den Wunsch zu verzeichnen wäre. Die Gründung von Arbeiter-Sängervereinen in größeren und kleineren Ortschaften ist zwar sehr zu empfehlen, doch darf dies nicht zur Vereinsmehrerei führen. Jeder Verein sollte das Bestreben haben, sich als wirkliche Arbeiterorganisation auf gelanglichem Gebiete zu entwickeln. Eine Verpflichtung der Kräfte durch Neugründungen, insbesondere an Orten, wo nach Lage der Verhältnisse ein Arbeiter-Sängerverein vollständig genügt, ist empfehlenswert zu verwerfen. Durch einmütiges Zusammenhalten wird jeder Verein an Mitgliedern gewinnen und ihm die Möglichkeit geboten werden, gute Lehrkräfte zu bekommen, woran besonders die Vereine in der Provinz leider sehr oft krankt.“

Die alte Krause und der alte Kollege

Wenn zwei daselbe tun, ist es bekanntlich nicht immer daselbe. Da stand die alte Krause nun schon merkwürdig wie lange in dem großen Maschinenaal, nicht an die Wand gedrückt und schrie und stöhnte, ächzte und marzte, daß alle Schnellpressen wie erstaunt verkrummt. Jahraus, jahrein trieb es die alte Krause so und der alte Kollege, der sie betreute, schimpfte verächtlich über den „alten Kasten“. Denn die Maschinenmeister schimpften und die Umbrücker fluchten, wenn der alte Kollege einen fertig geschliffenen Stein auf die Überziehpresse lieferte. Dann nahmen die Umbrücker gewöhnlich den soeben gehobelten Keiber und prüften und fluchten über „die Kuhle“, und der alte Kollege schimpfte dann über die alte Krause; „der alte Kasten taugt nichts mehr“, hieß es dann bei dem Schleifer, und die Umbrücker und Maschinenmeister, selbst der Faktor waren derselben Ansicht.

Da begab es sich einmal, daß der alte Kollege seinen Ärger über die alte Krause zu häufig mit einer Flasche Bier wegpülte. Infolge der dadurch hervorgerufenen Wärmefferenz entleerte der Magen seinen Inhalt nicht mehr in gewohnter Weise, sondern beförderte diesen an zwei Stellen, nämlich oben und hinten, ganz naturwidrig hinaus.

So wenig der alte Kollege sich um das Wohlbefinden der alten Krause kümmerte, so sehr besorgte war er um sein eigenes Wohl. Er ging zum Arzt und dieser beförderte den alten Kollegen ins Bett.

Da stand nun die alte Krause, vor Schmutz starrend, still und verlassen an der Wand und träumte von einer Zeit, wo sie jung, schön und blühend war.

Nach acht Tagen kam ein junger Kollege zur Hilfe, und als er die alte Krause sah, schüttelte er nur mit dem Kopf.

Wo ein Kollege allein drei Schnellpressen versorgt, bleibt wenig Zeit zu beschauflicher Betrachtung.

Also bekam die alte Krause mal wieder Gelegenheit zu stöhnen und zu jammern. Der junge Kollege kümmerte sich nicht darum. Als aber nach dreißig Minuten noch an einigen Stellen in der Oberfläche des Lithographiesteines noch alte Zeichnung blieb, suchte er doch und nach Ablauf einer weiteren Viertelstunde nahm er den Stein heraus, reinigte ihn und prüfte mit dem Lineal.

„O weh! Eine drei Millimeter starke Kuhle!“, und er sagte es dem Faktor. Der sagte nur: „Der alte Kasten taugt nichts mehr!“ und wies auf die alte Krause hin.

Der junge Kollege schüttelte nur mit dem Kopf und dachte sich sein Teil. Als dann aber Steine geschliffen wurden, die niemals in der alten Krause Platz genommen hatten, aber trotzdem ihre schönsten Kuhle besaßen, griff er nochmals zum Lineal und prüfte die Kuhle der alten Krause. Und frug, wie der alte Kollege eigentümlich arbeitete.

„Er arbeitet immer mit dem Schleifeisen!“
„Warum dauert es denn so lange?“ frug diesmal der Faktor den jungen Kollegen.

„Ich muß die Steine erst auf „Plan“zurichten“, und der junge Kollege nahm das Lineal, legte drei zusammengelegte Streifen brauner Manufaktur darunter — und zog sie leicht her. Der Faktor schüttelte mit dem Kopf und sagte nur in Gedanken oder in Gewohnheit: „Ja, die alte Krause...“

„Aber der Stein kam doch nie in diese Maschine...“
Nach einem halben Stündchen holte der Umbrücker den Faktor und zeigte ihm drei fertig geschliffene Steine. Und als der Faktor dann einen bereitgehaltenen dünnen Streifen Papier unter dem Lineal hervorziehen wollte, riß er ihn entzwei. Und er überzeugte sich, daß alle drei Steine „plan“ waren. —

Nach etwa vierzehn Tagen kam der alte Kollege wieder, sah seinem Stellvertreter neugierig zu und gab einige gutgemeinte Ratschläge.

Am folgenden Montag trat dann der alte Kollege wieder an Stelle des jüngeren Kollegen.

Und als er gegen Mittag wieder die Überziehpresse mit einem Stein belegt hatte, wurde er vom Umbrücker auf die vorhandene Kuhle aufmerksam gemacht.

„Ja, was soll ich da machen, der alte Kasten arbeitet ja nicht mehr richtig!“

Doch der Umbrücker zeigte ihm nur zwei andere Steine und der Faktor zeigte dem alten Kollegen, was ein „plan“geschliffener Stein ist. —

Da war der alte Kollege — sprachlos.

Und die Umbrücker fluchten über die Kuhlen, schoben Papierstreifen zwischen die Keiberleder und Keiber, und der alte Kollege schloß fleißig weiter. Und jeder Stein kriegt seine Kuhle... —

Wenn's aber gar zu arg wird, dann spricht der Faktor, und der alte Kollege steht dann da mit weitem Haar und roten Ohren — wie ein dummer Schulbub. Und wagt er gar auf „den alten Kasten“ anzuspielen, dann wird der Faktor — wütend. —

Der alte Kollege und die alte Krause schleifen weiter Tag für Tag ihre Steine — aber „plan“schleifen können sie beide heute noch nicht. Leider gibt es unter den Kollegen noch mehr von den alten Kollegen, nur tragen sie nicht alle weiße Haare. W i l l i S e i f e.

Warum hängt der Brotkorb so hoch?

Wie beschämend gering unser Wissen ist, erfährt man so richtig, wenn man merkt, daß man auch über die Dinge, welche man zu wissen glaubt, ganz falsche Vorstellungen mit sich herumträgt. Zum Beispiel hat jeder Mann in der Schule gelernt, daß das Brot vom Bäcker aus Mehl gebacken wird, daß das Mehl durch Zerquetschen der Getreidekörner zwischen Mühlensteinen entsteht und daß der Bauer die Weizen- oder Roggenkörner durch Ausdrücken des Getreides gewinnt. Wenn sich der Durchschnittsbäcker dann täglich beim frischen Frühstücksgebäck von der Existenz des Bäckergewerbes überzeugt und bei Eisenbahnfahrten durch das Kupfenfenster ein Kleeblatt für einen Weizenacker gehalten hat, und beim Schubert-Konzert durch die „Müller-Lieder“ über das Leben eines Müllerburschen aufgeklärt worden ist, dann ist für ihn das Problem „Landwirtschaft“ so ziemlich erledigt.

Manchen wir uns aber einmal ein Sonntagsvergnügen daraus, etwas Heier zu schürfen, und für die Frage der Brotversorgung ein paar Minuten zu erübrigen.

Als die Städte Europas noch klein waren und deren Getreidebedarf von den Landwirten der Umgebung befriedigt werden konnte, führten diese ihr Getreide selbst auf die Märkte der Stadt und verkauften es dort den Bäckern und Müllern. Als aber die städtische Bevölkerung zunahm und die Müllei immer mehr im Großen betrieben wurde, genügte das Getreideangebot aus der nächsten Umgebung der Stadt nicht mehr; ein eigener Beruf entstand, der Getreidehandel.

Die Bezugsstätten, an denen man Getreide aufkauft, rüdten immer mehr in die Ferne; als Europa nicht mehr genügend produzierte, bis in überseeische Länder. Da traf es sich günstig, daß in jedem Monat des Jahres in einem anderen Teil der Erde geerntet wird:

- im Januar in Australien und Argentinien,
- im Februar in Britisch-Indien,
- im März in Ägypten,
- im April in Mexiko und Persien,
- im Mai in China und Japan,
- im Juni in Südeuropa,
- im Juli in Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Südrußland,
- im August in Deutschland, Österreich, Polen, Kanada,
- im September in Schweden und Norwegen,
- im Oktober in Nordrußland,
- im November in Südafrika und
- im Dezember in Britisch-Hinterindien.

Nun weiß jedermann, daß die Getreidehändler nicht zu den Idealisten gehören und ihre Tätigkeit nicht um Gotteslohn verrichten. Man darf aber nicht ungerecht und ungeschicklich sein und, soweit sie volkswirtschaftlich notwendige Verteilungsarbeit leisten, d. h. wenn sie wirklich das Getreide von dort, wo es im Überschuss vorhanden ist, holen und dorthin bringen, wo es knapp ist, ihre Tätigkeit als unnützlich bezeichnen.

Der Agrarfachverständige der deutschen Sozialdemokratie, Dr. Fritz Baade, gibt in seiner Schrift „Sozialdemokratische Agrarpolitik“ an, daß von dem Getreide, welches die deutsche Verbraucherschaft für ihre Ernährung mit einheimischen Produkten aufwendet, nach sorgfältigen Berechnungen nicht viel mehr als die Hälfte in die Hände der Landwirtschaft gelangt, während von der anderen Hälfte im Betrage von 12 Milliarden Mark nicht nur die notwendigen Glieder des Verteilungsapparates und der verarbeitenden Gewerbe erhalten und die Transportkosten bezahlt werden müssen, sondern sich alle früher erwähnten Schmarozker diese Bäume anmäßen.

Die Sozialdemokraten Österreichs, Deutschlands und anderer Länder haben daher eine Getreideverteilung vorgeschlagen, durch welche die heimische Landwirtschaft erhalten bleibe, ausländisches Getreide aber zum niedrigen Weltmarktpreis zu 1 f r c i eingeführt werden könnte. An die Konsumenten würde das Getreide zu einem Mißpreis abgegeben, der bei Zollfreiheit für das eingeführte Getreide nie so hoch werden könnte, wie im Falle des Bestehens von Getreidezöllen. In der Schweiz und in Norwegen bewährt sich eine ähnliche Einrichtung seit langem, in der Schweiz schon seit zwölf Jahren.

Zu der bereits allgemein erreichten Normal-Lebenshaltung gehört es, daß wir alle dasselbe Brot oder dieselben Semmeln essen. Muß dieses heutzutage von verschiedenen Bäckermeistern auf gleiche Art hergestellte Gebäck wirklich von verschiedenen kleinen Meistern erzeugt werden, anstatt daß kommunale Brotfabriken mit viel geringeren Kosten und unter Einhaltung aller sozialpolitischen Schutzbestimmungen dasselbe Brot backen? Ohne die volkswirtschaftlichen Nachteile, welche die Konkurrenz der Bäckermeister mit sich bringt? Wenn sie sich auch so harmlos heiter abspielt, wie es der ehemalige Bundespräsident der Republik Österreich, Hainisch, in seiner Schrift über das Getreidemonopol aus dem Jahre 1916 erzählt:

In den kleinen Orten Österreichs ist der Bäcker verpflichtet, regelmäßig alle Gasthäuser zu besuchen, damit sie kein Brot abnehmen. Diese Übung besteht selbst in den

äußeren Bezirken Wiens. Da hier der Betrieb bereits konzentriert ist, und der Magen eines Bäckermeisters doch nur beschränkte Fassungskraft besitzt, hat sich ein eigener Lebensberuf ausgebildet: der des „Mitgeherers“. So oft es der Bäcker für geraten hält, die Gasthäuser zu besuchen, die von ihm Gebäck beziehen, erläßt er den Ruf an seine Mitgeherer. Sie finden sich im Gasthaus ein und machen auf Kosten des Bäckers eine große Fehde.

Lassen wir unserer Neugierde noch ein wenig mehr die Zügel schießen und fragen wir, wie die Menschen leben, welche das Getreide bauen und das Brot backen!

Es folgt ein Bericht des Pressedienstes des Deutschen Landarbeiterverbandes über das trostlose Wohnwandel der Landproletarier:

Als die Frau des Landarbeiters P. um etwa 5 Uhr abends von der Arbeit bei dem Rittergutsbesitzer B. in Schleswig-Holstein nach Hause zurückkehrte (der Mann war mit dem Gespann unterwegs) und ihre vier kleinen Kinderchen im Alter von ein bis sieben Jahren begrüßt hatte, hörte sie an der nach der Straße zu gelegenen Stubenwand ein sehr verdächtiges Knarren und Knistern. Sie brachte schnell ihre Kinder in einen anderen Raum und rüdte dann einige Möbelstücke von der Wand zurück, um zu sehen, was eigentlich los sei: diese Arbeit war eben vollbracht, als mit lautem Getöse die ganze Wand in die Stube stürzte, dies und jenes zerfahrend und unter sich begrabend die ganze Stube mit Staub und Schutt anfüllend. Wie groß wäre das Unglück geworden, wenn die Mutter nur fünf bis zehn Minuten später gekommen wäre? Da hätte wahrscheinlich die müde von der Arbeit heimkehrende Mutter die Kinderchen als Leichen aus dem Schutt hervorzuholen müssen.

Und wie leben die Bäcker? Der Arbeiterdichter Alfons Fehold erzählt in seiner Selbstbiographie von der Zeit, in der er Bäckerlehrling war:

Beide Bäckerburschen machten sich nun unständlich an die Arbeit. Kaum ein Wort wurde gesprochen; nur ein Säugen an den Tabakspfeifen war hier und da in dem Trommeln des Semmelnetzens hörbar. Zu meinem größten Entsetzen klatschte sich manchmal einer oder der andere die nackte, schweißene Brust mit einem Teigtuch ab, und es war mir nach diesem Anblick lange nicht möglich, eine Semmel zu essen.

Mein Bett teilte ich mit dem einen Lehrling, der sich gleich mit den Kleidern und Stiefeln unter die Decke vertrieb. Ich dachte mühevollig an das reine Bett zu Hause, und wäre am liebsten auf dem Holstodler sitzen geblieben, war aber doch zu müde dazu. Mir war, als ich mich endlich ausgestreckt hatte, als läge ich in einer Kloake. Nachdem ich endlich zu schlafen angefangen hatte, wurde ich kurz darauf durch ein starkes Pochen an der Tür geweckt: „Aufstehen!“

Wir nahmen dann je links und rechts einen Korb bei den Henseln und verließen so gepackt den Laden. Ich folgte Ebi, so gut ich konnte, mit den beiden schweren Körben an Arm. Auf der Straße war es noch schwärzlicher, kein Mensch zu sehen. Ein kalter Oktoberwind segte uns die Wärme aus dem Leib. Ebi hörte an meinem Keuchen, wie der Abstand zwischen uns immer größer wurde.

Hat sich unser Wissensdurst jetzt nicht, allzu weit vorgewagt? Daß wir unter der knurrigen Oberfläche der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gleich wieder auf das Elend gestoßen sind, auf das Elend der Menschen, welche die Güter, die wir alle zum Leben brauchen, erzeugen? Die Erde ist ein qualvolles Zammeral und mühte es bleiben, hätten wir nicht die Hoffnung, es könnte einmal anders werden, sobald alle Menschen die Verkehrtheit unserer gesellschaftlichen Ordnung erkannt und sich zu ihrer Überwindung in einer mächtigen Organisation zusammengeschlossen haben; denn

So war es immer, mein Freund, und so wird es bleiben:

Die Ohnmacht hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Dr. Otto Ehrlich

Feine Leute!



„Ich ziehe meinen Anjesselten die Zeit, die sie während der Arbeitszeit uffn Wort zuebrachd haben, von die Frieren ab!“

Die Großeinkaufsgesellschaft im Jahre 1928

Der 35. Jahresbericht der Großeinkaufsgesellschaft liegt vor. Die Umsatzerhöhung betrug gegenüber dem Vorjahre 19,12 Prozent, der Umsatz an Erzeugnissen eigener Produktion 63,86 Prozent. Der Gesamtumsatz erhöhte sich von 873 041 885 M. auf 444 371 664 M. im Jahre 1928. Das bedeutet einen Tagesumsatz von rund 1,5 Millionen Mark. Von den Umsätzen entfielen auf die Handelsabteilungen 339 651 157 M., auf die Produktionsbetriebe 104 720 506 M. Die Produktionsbetriebe wurden im Berichtsjahre planmäßig erweitert und ausgebaut. Bis auf die Büttenfabrik in Stützengrün und die Konfektion in Oppach, wo zeitweilig Kurzarbeit eingeführt werden mußte, waren sämtliche Betriebe während des ganzen Jahres voll beschäftigt.

In Betracht kommen folgende Eigenbetriebe der GEG: Mühle Magdeburg, Teigwarenfabrik Riesa-Gröba, Fleischwarenfabriken in Oldenburg, Altona und Elmshorn, Fischwarenfabrik Altona, Kakao- und Schokoladenfabrik Hamburg, Malztaffelfabrik Chemnitz, Gemüse- und Obstkonjervenfabrik Stendal, Landgut Osterholz, Nahrungsmittelfabrik Magdeburg, Meißnerfabrik Chemnitz, Zigarettenfabriken Hamburg, Hohenheim, Frankenberg, Hstringen, Altkußheim und Großen-Linden, Zigarettenfabrik Altona, Rauchtabakfabriken Hamburg und Burgfleinfurt, Kautabakfabrik Nordhausen, Seifenfabriken in Riesa-Gröba und Düsseldorf, Chemisch-technische Fabrik Riesa-Gröba, Zilndholzfabriken Riesa-Gröba und Lauenburg, Büttenfabrik Stützengrün, Holzindustrie Dortmund, Sägewerk und Kistenfabrik Riesa-Gröba, Weberei und Konfektion Oppach, Weberei Leupoldisgrün, Konfektion Chemnitz, Kleiderfabrik Seiffennersdorf, Sächsisches Bekleidungs-werk Dresden, Hoyer u. Lavo, Kommanditgesellschaft, Wangen (Allgäu).

Die Zahl der Einkaufsvereinigungen betrug unverändert 58. Die Lagerorganisation umfaßt insgesamt 16 Lager. Die Eigenbetriebe der Spedition wurden insgesamt auf 35 Kühlwagen ergänzt. Die Werbetätigkeit wurde in der bisherigen Weise gepflegt.

Die Gesamtzahl der beschäftigten Personen stieg um 1334 auf 7372, davon waren im Handelsgeschäft 1627, in der Eigenproduktion 5745 beschäftigt. An Gehältern und Löhnen wurden insgesamt 16 147 389 M. ausgezahlt, während die Beiträge zur Sozialversicherung 896 328 M., an Pensionsrückstellungen 78 537 M. betrugen.

Die Bautätigkeit war wiederum recht rege. Außer der Malztaffelfabrik und Zichorienfabrik in Mannheim wurde in Breslau ein neues Lagerhaus errichtet, in Frankfurt (Main) ein Verteilungslager für Fleisch- und Wurstwaren erstellt. In Chemnitz wurde der Bau eines neuen Lagerhauses für Hausstandsartikel und eines Kontorhauses begonnen, schließlich ein Erweiterungsbau für Textil- und Schuhwaren und das Kolonialwarenlager in Angriff genommen. In Hamburg (Weute) ist die Errichtung einer neuen chemisch-technischen Fabrik geplant. In Oppach wurde der Bau einer modernen Weberei, Färberei und Bleicherei begonnen. Die Gemüse- und Obstkonjervenfabrik in Stendal wurde durch Erweiterungsbauten vergrößert, ebenso die Holzindustrie in Dortmund und die Wirtschaftsgebäude des Landgutes in Osterholz.

So zeugt das Ergebnis des Wirtschaftsjahres 1928 wiederum von einem erfreulichen Wachstum der Wirtschaftszentrale der Genossenschaften des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine.

Erhaltung der Zeitungen

Die Geschäftsleitung der „New York Times“ hat beschlossen, von jetzt ab wieder eine beschränkte Anzahl Exemplare ihrer täglichen Ausgabe auf holzfreies Papier zu drucken. Diese Nummern sind für die öffentlichen Bibliotheken, für wissenschaftlich-historische Zwecke und alle jene Institutionen bestimmt, die in ihren Archiven Tageszeitungen dauernd aufzubewahren wünschen. Dazu schreibt der Londoner „Observer“, dem wir diese Meldung entnehmen: „Diese Rückkehr zu einer dauerhaften Ausgabe ist durch den Zerfallsprozess notwendig geworden, dem die Zeitungen bei der Aufbewahrung ausgesetzt sind. So ist z. B. festzustellen, daß schon jetzt die gebundenen Exemplare der Zeitungen aus den Kriegsjahren 1914 bis 1918 zerfallen und bald völlig unleserlich sein werden, während andererseits Zeitungen, die vor 150 Jahren gedruckt worden sind, noch vollständig lesbar sind.“ Mit dieser Meldung zugleich bringen englische Zeitungen die Nachricht, daß Sowjetrußland die hauptsächlichsten Zeitungen aus den Revolutionsjahren 1917 bis 1920 neu drucken will, da die vorhandenen Exemplare infolge des schlechten Materials, das zu ihrer Herstellung verwendet werden mußte, völlig unleserlich geworden sind.

Nur das Gesetz ist Sicherheit und Freiheit. Die Freiheit ist so weit entfernt von Willkür wie die Sklaverei von der Freiheit. Toland.

Die einsame Frau

Von Fritz Brenneisen

Gestern habe ich eine einsame Frau kennengelernt; zwar kenne ich schon lange verschiedene ihrer Schwestern. Die Geschichte meiner geliebten Begegnung ist aber so seltsam genug, daß sie wert erscheint, erzählt zu werden.

„Ich sitze in meinem Arbeitszimmer. Es kloppt. Etwas verzerrt über die Störung, sage ich mein „Ja, bitte“ in einem etwas mürrischen Tonfall. Und dann tritt eine junge, hübsche, sorgfältig gekleidete Frau in mein Zimmer. Auf wiederholtes Auffordern erst nimmt sie Platz.

„Entschuldigen Sie, aber Sie können mich nicht kennen. Auch Sie waren mir bisher gänzlich unbekannt, bis ich vor einigen Tagen zufällig einen Zeitungsausschnitt von Ihnen las. Ich lese sonst nicht viel in den Zeitungen. Ein Satz Ihres Artikels heißt: „Zum vollen Gehilfen gehört seelische und geistige Gemeinschaft; wo diese fehlt, kann die eheliche Gemeinschaft leicht zerbrechen.“ Dieser Satz gab mir den Mut, zu Ihnen zu kommen. Vielleicht wissen Sie mit einem Rat. Oder...“

Tränen füllten ihre Augen; die Stimme versagte. „Was nun im weiteren zusammenhängend geschildert wird, ergab sich im Verlauf einer langen, oft unterbrochenen, zögernden Unterhaltung.

„Noch zu niemand habe ich hierüber gesprochen; ich habe ja auch keinen Menschen. Ich bin verheiratet...“

„Verheiratet — und haben keinen Menschen?“

„Ja.“

„Das „Ja“ klang herb. „Sie werden mich wohl auch nicht verstehen. Seit drei Jahren bin ich verheiratet. Mein Mann ist recht; ich kann über ihn nicht klagen. Auch verdient er schön, und Verwandte plagen uns auch keine. Das Kind ist meine Freude. Und doch — ich bin vollkommen allein, habe wirklich keinen Menschen.“ Früher, als ich noch ledig war und jeden Tag zur Arbeit ging, da war es anders...“

„Arbeiten Sie jetzt nicht mehr?“

„Doch, natürlich; aber nicht mehr auf meinem Beruf. Ich bejorge die Haushaltung. Wir haben drei Zimmer; eine kleine, gut eingerichtete Wohnung. Vormittags neun Uhr ist jeweils alles geordnet. Und dann puhe und wasche ich selbst. Ich mache auch alle Kleider selber, auch die meines Kindes. Ich habe eigentlich ständig zu tun. Und doch — noch nie im Leben war ich so unglücklich.“

„Ist Ihr Mann denn groß gegen Sie?“

„Nein, nein, gar nicht, nur spricht er nicht viel. Abends, wenn er heimkommt... ach, er ist ja zufrieden, wenn er nur genug zu essen und zu trinken hat! Um alles andere kümmert er sich nicht. Ich kann zum Beispiel anziehen, was ich will, er sieht es nicht. Was ich ihm vom Kind erzähle, interessiert ihn nicht. Niemal in der Woche geht er abends aus... Regeltub... Statistiken... Nicht, daß er unglücklich wäre. Aber er hat keine Interessen. Ihn interessiert nichts, als sein Tögelein...“

„...stehen; um die übrige Welt kümmert er sich nicht. Ich bin dann den ganzen Tag allein in der Wohnung; ich warte, hoffe auf Anregung, Unterhaltung... und dann kommt nichts, nichts...“

„Ich bin meinem Mann innerlich meilenfern; ich fühle, wir gehen einander gar nichts an. Ich weiß nicht, warum ich bei ihm sein muß; wir sind ganz andere Naturen. Manchmal (eine seltsam unbehilfliche und doch eindrucksvolle Bewegung geht von der jungen Frau Hände aus), manchmal ist mir, ich halte es einfach nicht mehr aus. Mir ist, ich sei... in einem Käfig, ich müsse lächeln: Ist das nun alles, was das Falsche zu verzeihen hat. Mühs ich mein bißchen Leben derart vertrauen? Ohne Ziel? Ohne Zweck?“

„Aber Sie haben ja Ihr Kind.“

„Die Frau zuckte wehmütig die Achseln. „Ja, ich weiß... Es ist das Beste, was ich habe... Aber ihm kann ich mich nicht eröffnen. Ich muß für es sorgen. Es nimmt von mir, ich gebe ihm — das ist unser Verhältnis. Aber aber gibt mir? Ich weiß nicht mehr aus, was ich leben soll, woher mir Lebenskraft kommt. Alles ist mir entsetzlich verleidet.“

„Da versuchen Sie es doch einmal mit Ihrem Mann; sprechen Sie mit ihm darüber. Sie müssen ihn doch gewinnen können; Sie sind doch Frau, Mutter...“

„Ja! (wie wegwerfend es klingt!), er würde doch nichts begreifen, nichts. Er sagt immer: „Kein Mensch hat es so gut wie du.“ Und es ist ja wahr. Aber das ist ja eben mein Unglück, daß ich es verhältnismäßig so gut“ habe, und daß ich mir dabei doch so entsetzlich einsam und ausgeschlossen vorfühle...“

„Man kann ja mein Unglück gar nicht verstehen, es ist ja auch kein wirkliches, es ist... ich kann es nicht gut ausdrücken...“

„Ich verlaufe es mit Frauen aus meiner Bekanntschaft. Aber die reden nur von Kleibern und Klatsch. Unter ihnen fühle ich mich noch ausgeföhener als sonst. Die Zeit zerbricht mir unter den Händen, und ich sehe nichts, nichts, das bleibt...“

„Letzten Endes geht das allen Menschen so.“

„Ja, aber die Männer haben doch wenigstens ihresgleichen. Sie haben jeden Tag viermal ihren Arbeitsweg, sehen andere Menschen, wissen sich ihnen verbunden durch den Beruf, ihre Arbeit ist Teilarbeit in einem großen Betrieb, während unsereiner ganz allein in seinen vier Wänden sitzt.“

„Verleihen Sie es mit der Lektüre eines guten Buches, ich fühle Ihnen gerne einige zur Verfügung.“

„Nein, nein, ich danke, ich mag nicht lesen.“

„Aber dann besuchen Sie doch wenigstens hin und wieder die Veranstaltungen der Berufsorganisation Ihres Mannes, dieser Verband leistet ja gerade auf diesem Gebiete Hervorragendes; ich glaube, sogar jede Woche ist ein Bildungsabend.“

„Das mag ich nicht. Und dann würde es mein Mann auch gar nicht angehen, er geht selbst nicht hin...“

„Aber Sie müssen etwas tun. Sie müssen nur ernsthaft etwas wollen! Ich kann Ihnen da nicht gut helfen, ich kann Ihnen nur einen Rat geben, den sollen Sie aber nach Möglichkeit auch befolgen. Gehen Sie in die Bildungsabende des Verbandes, dort hören Sie Vorträge über die sozialen Probleme, über Mutterkürs, über den Schutz der Heimarbeitenden und sonst noch über alle möglichen tragenden Probleme des Lebens.“

„Ach nein, das interessiert mich nicht.“

„Ihnen ist wirklich schwer zu raten. — Und wenn Sie es wieder mit Ihrem Beruf versuchen würden?“

„Doch Sie das sagen... Ich habe schon oft daran gedacht, habe es auch meinem Mann schon vorgeschlagen. Aber der will davon nichts wissen. Wir haben das nicht nötig, was würden die Leute sagen, ist kein Einwand. Offen gestanden, fürchte ich mich auch davor, wieder neun Stunden lang oder

noch mehr täglich zu nähen. Aber doch... ich denke oft darüber nach, daß ich früher, vor meiner Heirat, wo ich es doch viel weniger gut“ hatte, als jetzt, eigentlich doch zufriedener war. Nur lockte damals die Verjorgung (!). Ich glaube nicht, daß ich gegen den Willen meines Mannes wieder im Beruf arbeite...“

„Ich bin einfach am Ende meiner Kraft... Helfen Sie mir!“

„Ich kann Ihnen jetzt nur den einen Rat geben, lassen Sie sich scheiden, dann werden Sie Ihr seelisches Gleichgewicht von früher wieder zurückgewinnen. Das dürfte, wie ich bis jetzt zu urteilen vermag, in diesem Falle das einzig vernünftige sein.“

Während ich sprach, starrte mich die Frau saunungslos an. „Dann begann sie, heftig schluchzend: „Das kann doch nicht Ihr Ernst sein...“

„Nein, nein... das kann ich nicht tun... was soll dann werden aus mir... und das Kind?“

„Sie wollen doch, daß es allen Menschen gut geht, Sie sind doch so für Frieden und Wohlergehen — und jetzt sprechen Sie so zu mir... nein, nein, das kann Ihr Ernst nicht sein...“

Gerade wie es mein Ernst ist, spreche ich so, vielmehr muß ich so sprechen; gerade weil wir das Glück und das Wohlergehen aller wollen, durch unseren Kampf, darf unsere Einstellung keine andere sein. Ihr Verhältnis zu Ihrem Mann ist erschreckend. Und Grund genug zur Scheidung besteht. Denn eine seelische und geistige Gemeinschaft zwischen Ihnen und Ihrem Mann besteht nicht, sie ist vielmehr so zerrütet, daß Ihnen allen Entsetzes ein weiteres Zusammenleben nicht mehr zugemutet werden kann. Sehen Sie, auch Ihr Kind und dessen Erziehung ist dadurch gefährdet, so daß schon deshalb die Scheidung das kleinere Übel wäre, und wert genug, es zu wählen, schon um des Kindes Zukunft willen.“

„Dann verstehen also auch Sie mich nicht! Und doch glaubt“ ich bei Ihnen am ehesten Verständnis zu finden...“

Zeitnamenslos und stumpf brütet die Frau vor sich hin, sie gleich einem menschenähnlichen Häuslein Elend und Jammer.

Wie aus fernem Welken hereinbrechend, schreit sie plötzlich auf wie ein zu Tode gehetztes Tier: „... mein Kind!... Mein, ich kann es nicht tun... aber ich bin am Ende meiner Kraft... niemand hilft mir... das ist das Ende: Selbstmord!“

Es scheint mir besser zu sein als diese unerträgliche Eintönigkeit...“

„Ich wurde hart.“

„Das ist nicht schön von Ihnen“, sagte ich. Sie wollen Ihr junges Leben wegwerfen, nur weil Sie sich dem Glück verlassen wähnen, ohne daß Sie es verdienen würden, es anders zu gestalten. Das ist gewissenlos und feige. Gewissenlos, weil Sie Ihrem Kinde die Mutter rauben, das erste und dankbarste, was Sie am Leben festhalten und Ihnen den Mut geben sollte, Ihre betrieblenden Verhältnisse anders zu gestalten. Glück fällt einem nicht kampflös in den Schoß, am wenigsten einem Proletarierweib!“

Die Frau ist vom Staube aufgesprungen und starrt mich mit irrludenden Augen an. „Dann dreht sie sich plötzlich heftig um und schreitet zur Tür hinaus. Draußen, ohne Gruß...“

Als die Frau gegangen war, sah ich noch lange und überdachte dies für mich doppelt eigenartige Erlebnis. Vor meinen Augen spielte sich ein Akt des Dramas unzähliger Hausfrauen ab. Und ich mag nun denken und erwägen wie ich will: was ich dieser Frau sagen mußte, würde ich jeder anderen auch sagen. So fräurig es klingen mag, es ist aber Tatsache: Vorsetzt ist die Frau zur Überwindung dieses Dramas auf sich selbst angewiesen! Sie muß zu dem Stolze kommen, sich unabhängig von ihrem Manne zu fühlen. Freilich, die Gesellschaft muß den Frauen zuerst die Möglichkeit hierfür schaffen. Und gerade darum muß die Frau erkennen, daß ihrer innerhalb der Gesellschaft die Lösung einer Aufgabe harzt, deren Verwirklichung zu ihrem eigenen Wohle ist.

Ihre zukünftige Unabhängigkeit hieraus erkennend, muß sie sich mit freudigem Staube besetzen, dafür aktiv zu kämpfen; es als ihr heiligstes Recht und freudigste Pflicht betrachten, Mitgründerin einer neuen Gesellschaftsordnung zu sein.

Unser neues Ferienheim

Die Berliner Ortsverwaltung hatte Anfang Juli die Kolleginnen und Kollegen zur Eröffnung des neu erbauten Ferienheims eingeladen. Eine Kolonne güt nachsichtig eine Schilberung von der schönen Fahrt.

Wir wollten unser Ferienheim besichtigen. Bei nicht gerade freundlichem Himmel ging es auf die Fahrt. Doch schon hinter Johannisbad fing das schöne Wetter an. Wir fuhren alle vornehm Postvertaler, niemand brauchte zu stehen; das war schon eine Erholung. Von der Endstation Königsmusterhausen noch ein kurzer, aber schöner Weg bis „Neue Wälder“.

Hier wurde erst gestrichelt. Dann weiter zu Wasser auf Motorbooten. Damit begann der schönste Teil der Fahrt. Auf beiden Seiten der Dahme oder Wendischen Spree nur Wälder und Wald. Das ganze Gebiet der Dubrow ist Naturschutzgebiet. Würden hier viele Häuser stehen, dann wäre es aus mit der Schönheit. Es ging immer zickzack durch herrliche Seen an Wald, Wäse und den idyllischen Zellplänen vorbei. Hier muß sich der Proletarier wohl fühlen am Wochenende. Ein Bild immer schöner als das andere. Als wir durch den „hörsenen Meer“ fuhren, zeigte sich die Sonne zwischen großen dunklen Wolken. Dadurch bekam das Wasser eine eigentümliche grüngoldene Farbe. Die Köpfer Zugbrücke wurde passiert. Es war Zeit denn die Beine waren uns doch etwas steif geworden. Kein Wunder bei der langen Wasserreise. Der Köpfer See hatte starken Wellengang, man sah sogar Wellen mit Schaumkronen.

Kein-Körler! Alles raus aus den Booten. Jetzt begrüßte uns heller, warmer Sonnenschein. Bald waren wir auch im Ferienheim. So ein richtiges molliges Ferienneist zum Ausruhen, mitten im schönsten Kiefernwald, dicht am See. Unsere rührige Ortsverwaltung hat sich große Mühe gegeben und Einrichtungen getroffen, die als musterhaft angepriesen werden können. 14 Zimmer stehen zur Benutzung, außerdem mehrere mit nur einem Bett. Im ganzen sind 30 Betten vorhanden. Zu jedem Zimmer gehört eine vollständig eingerichtete Küche, die Hausfrau braucht nicht einmal einen Kochlöffel mitzunehmen. Es ist einfach alles vorhanden. Vor den Zimmern schöne Veranden mit freiem Blick auf See und Wald. Ein großer Waldbestand gehört zum Heim, gut gepflegte Anlagen am Hause vervollständigen das Bild. Die Preise für Benutzung des Heimes decken knapp die Selbstkosten für die Verwahrung. Massen-

lager sollen eingerichtet werden, damit größere Wandergruppen Unterkunft finden können. Hier ist jedem Mitgliede, das das Ferienheim in Anspruch nimmt, gute Erholung bei erschwinglichen Preisen gewährleistet. Eingehend wurde natürlich alles befristet.

Der Nachmittag stand zur freien Verfügung. Die Dubrow ist wohl der schönste Teil der Mark Brandenburg. Fruchtbare Felder, saftige Wäse und der würzig duftende Wald bieten dem Auge ein reizvolles Bild. Wie im Fluge verging die Zeit. Als wir heimwärts zogen, war der Himmel ganz klar. Ein schöner Sonnenuntergang krönte den Tag. Bestimmt wird dieser Sonntag allen Kollegen und Kolleginnen gefallen haben, er wird uns dauernd in schöner Erinnerung bleiben.

Erna Kuppfer.

Humoristisches

Kleine Anekdoten von großen Männern

Unter denjenigen, die Schiller für einen „wüsten Revolutionär“ hielten, befand sich auch Herder, der besonders gegen Schillers „Machwerk“, „Die Räuber“ und das darin enthaltene „ruhlos fanatische Lied“, „Ein freies Leben führen wir“, an dem die gesamte studierende Jugend zu Herders großem Leidwesen großen Gefallen fand, vom Leder zog. Da sich aber die damalige akademische Jugend durch Herder nicht beeinflussen lassen wollte und das verhasste Lied bei jeder Gelegenheit sang, brachte Herder, „höheren Ortes“ folgenden fitfamem Text in Vorschlag:

„Der Mufen Leben führen wir, Ein Leben voller Sonne, Bescheidenheit ist unsre Zier, Die Wahrheit unsre Sonne.“

Unter Freunden

„Sage, Karl, seit wann kennst du eigentlich deine Frau?“

— „Seit dem Tage unserer Hochzeit!“

Literatur

Das Buchfest des Bücherkreises ist dem Wandern und Reisen gewidmet. Seit wie immer reich behaltener Zeit hielt dem romantischen Wandern des literarischen Menschen das 10. Internationale Wandern des modernen und klassischen Proletariats gegenüber, das, wie Kurt Stecher in einem ausgezeichneten Aufsatz schreibt, „im Dienst der sozialen Erkenntnis steht.“ Auch dieses Fest ist wieder vortrefflich gelungen. Als Mitteilendes Bücherfestes enthält es umfänglich:

Zahlstelle Dresden

Unser diesjähriges

Sommer- und Kinderfest

findet am Sonntag, dem 28. Juli 1929, im Gartenrestaurant „Emsel-Toms Hütte“ statt.

Das Gartenfest wird ausgeführt von einer 26 Mann starken Reichsbannerkapelle. Ein kleiner Gesellschaftsaal steht den Tanzlustigen zur Verfügung. Zur Unterhaltung der Teilnehmer sind vorgesehen: Für Erwachsene: Verlosung von Fleisch, Wurst und Vegetarier — Glücksrad mit Schokoladen gewinnen — Angeln nach Wein- und Blörschlagen. Für Kinder: Drehscheibe mit diversen Gewinnen — Kinderspiele unter Leitung des Vereins Kinderfreunde — Verabreichung von Kaffee und Kuchen.

Bei Eintritt der Dunkelheit großer Fackelzug mit Musik, bengalische Beleuchtung des Gartens. Jedes Kind erhält Kaffee, Kuchen und einen Kaffeeport. Preis dafür 20 Pf. Karten hierzu sind unter gleichzeitiger Entrichtung des Betrages bei den Vertrauenspersonen zu bestellen. Die Vertrauensleute bitten wir, die betreffenden Karten bis spätestens Montag, den 22. Juli, im Büro gegen Bezahlung zu entnehmen. Fackeln und Kopfbedeckungen sind im Garten erhältlich. Beginn 3 Uhr nachmittags. Eintritt frei.

Zu dieser Veranstaltung sind unsere Mitglieder mit ihren Angehörigen freundschaftlich eingeladen. Wir erwarten eine rege Beteiligung. Der im Vorjahre unliebsam empfundene Platzmangel ist diesmal beboben. Die neue Bewirtschaftung des Lokals wird für ausreichende Sitzgelegenheit auf der neben dem Gartenlokal befindlichen Spielwiese Sorge tragen.

Die Vergnügungskommission.

Unserer lieben Kollegin Marika Jakob und ihrem lieben Gemahl, dem Kollegen Richard Wenzel (in der Firma Carl Goldammer), zu ihrer Vermählung die herzlichsten Glückwünsche. Die Mitglieder der Zahlstelle Rauban i. Schl.

Unserer lieben Kollegin Käthe Schwarz und Bräutigam Jean Sulzmann zu ihrer Vermählung die herzlichsten Glückwünsche. Zahlstelle Darmstadt.

Unserer lieben Kollegin Elisabeth Spies und ihrem Bräutigam, Herrn Walter Heberling, zur Vermählung nachträglich die herzlichsten Glückwünsche. Zahlstelle Eberfeld-Barmen.

Unserer lieben Kollegin Vera Rosenfelder (in der Firma F. Wolff & Sohn, G. m. b. H., Druckerabteilung) und ihrem Gemahl nachträglich die herzlichsten Glückwünsche. Zahlstelle Karlsruhe.

Abrechnungen

In der Woche vom 8. bis 13. Juli sind die Abrechnungen für das zweite Quartal aus den Gauen Thüringen, Leipzig und Berlin bei der Hauptkasse eingegangen. Geldsendungen: Berlin: 44 978 M. Berlin, den 13. Juli 1929. S. Rodahl.

Für die Woche vom 14. Juli bis 20. Juli ist die Beitragsmarke in das 29. Heft des Mitgliedsbuches oder der Mitgliedskarte zu kleben.

Briefkasten

S. in Rauban: Die letzte Kiste 1 M., der Petros ist an den Kassierer zu senden. — S. in Berlin: Wie Sie leben, mit einigen Änderungen aufgenommen.

Verantwortlich für Redaktion: R. Schulze Charlottenburg. Druckverlag: R. Schulze Charlottenburg. Druck: Buchdruckwerkstätte Gmb. & Co. Berlin SW 61. Dreifundtrakt 5.